

versuchte zu lächeln. So ist das Leben. Krank werden und sich wieder aufrappeln.

Zwei Schläuche führten von einem Sauerstoffapparat zu ihren Nasenlöchern, durch eine Infusion wurde ihr Flüssigkeit zugeführt, und machtlos grinsend stand ich über sie gebeugt.

Sie flüsterte: »Weißt du jetzt endlich, was du dir zum Geburtstag wünschst?«

Während ein Ungeheuer ihr Gallenblase und Leber wegfraß, dachte meine Mutter an meinen Geburtstag.

»Mam, ich hab gerade erst Geburtstag gehabt! Ist das denn jetzt so wichtig? Mein nächster Geburtstag?«

»An was soll ich denn sonst denken?« In ihr Gesicht trat ein Ausdruck des Erstaunens. Immer noch sprach sie leise, aber ihre Stimme war fest.

»Keine Ahnung.«

»Eine Strickjacke«, schlug sie vor.

»Eine Strickjacke? Ich trage nie Strickjacken.«

»Ja, und weißt du auch, warum? Du *hast* keine Strickjacke.«

»Eine Strickjacke«, wiederholte ich zustimmend.

»Mit einem Muster?« Das war eine rein rhetorische Frage, denn über meine Vorliebe für schlichte Kleidung war sie längst im Bilde.

»Nein. Schlicht.«

»Ich hab nämlich schöne Strickjacken gesehen mit einem hübschen Muster oder zweifarbig.«

»Ganz schlicht«, befand ich.

»Das ist so langweilig«, meinte meine Mutter, mittlerweile erschöpft, aber bereit, den Tod herauszufordern, denn eine Strickjacke für ihren Sohn war das Sterben wert. »Bei dir muß immer alles einfarbig und schlicht sein. Auch deine Oberhemden sind immer schlicht.«

»Ich liebe die Einfachheit.«

»Wieso kann nicht auch eine Strickjacke mit einem hübschen Muster einfach sein?«

»Weil sie ein Muster hat, Mam.«

»Etwas kann einfach sein, auch wenn es ein Muster hat.«

»Für mich nicht.«

»Ach, du mußt dich auch immer abheben. Einfarbig und schlicht ist so altmodisch. Das hat man doch im Nu satt.«

Sie schloß die Augen und beendete das Gespräch. Gespannt wartete ich, ob sich ihre Brust heben und senken würde, und ja, zum Glück atmete sie weiter. Sie schlief. Ich zog mich leise zurück.

Meinem letzten Geburtstag war ein ausführlicher Gedankenaustausch über einen schönen Kamelhaarmantel, einen Anzug, Schuhe, Oberhemden vorausgegangen. Nach sechsundachtzig Telefonaten sagte ich, gut, einen schönen Kamelhaarmantel. Um

Charakter zu beweisen, äußerte ich präzise Wünsche: auf keinen Fall zweireihig, nicht zu hell, keine aufgesetzten Taschen und kein breites Revers, und natürlich wollte sie wissen, was denn an einem Zweireiher mit breitem Revers und aufgesetzten Taschen auszusetzen sei. Erblich vorbelastet, stur wie ein Esel, ließ ich mich auf eine Diskussion mit ihr ein.

Vier Wochen später feierten Inge und ich ihre Heimkehr. Unterwegs erklang im Radio des DS einer der Werbespots, für die ich die Musik geschrieben hatte.

»Ich hab schon Besseres von dir gehört«, beliebte sie zu bemerken, meine gerade genesene vierundsiebzigjährige Mutter, etwas in sich zusammengefallen, aber ungebrochen. Früher war sie gelegentlich für eine Französin oder Spanierin gehalten worden, aber nach ihrem sechzigsten wurden ihre Züge semitisch. Leberflecke und Falten

verstärkten die Wüstenspuren, die sich über unzählige Generationen hinweg bewahrt hatten.

Sie hatte immer noch einen schön geformten Mund, zumindest wenn sie ihr Gebiß trug. Ihre Nase war im Lauf der Jahrzehnte schärfer hervorgetreten, aber nicht übermäßig, eine markante, stolze Nase unter Augen, die einmal kohlschwarz gewesen waren und nun langsam an Kraft verloren. Nach einigen Jahren beschämenden Haarausfalls hatte der Haarwuchs sich wieder eingestellt, und sie konnte sich wieder ohne Perücke unter die Leute trauen. Auf hochhackigen Schuhen («Mama, du bist verrückt, in denen herumzulaufen, nicht mal Inge tut das, du machst dir den Rücken kaputt damit.«), das Haar kastanienbraun gefärbt, promenierte sie in maßgeschneiderten Kostümen durch die Beethovenstraat. Ihre Garderobe, geschneidert von einer Türkin,